

Mit dem Siegel von Julius Caesar höchstpersönlich

Integration durch Landschenkungen: Die Reformpläne eines der unter dem Namen Sallusts überlieferten Briefe klingen authentisch

Echtheitsfragen gehören zum Kerngeschäft von Philologen, seit sich in Alexandria und anderen hellenistischen Städten Gelehrte gründlich mit überlieferten literarischen Werken befasst haben. Wurde dieser oder jener anstößige Vers tatsächlich von Homer geschrieben? Wann hat ein späterer Autor die unappetitliche Stoßtrupp- und Verratsepisode, in deren Verlauf der feige Trojaner Dolon von Odysseus und Diomedes gefangen, verhört und erschlagen wird, in die Ilias eingefügt? Kann ein Julius Caesar Hörer und Leser seines Eroberungsberichts wirklich mit einer Schilderung der wunderlichen Fauna des Herkynischen Waldes in Germanien unterhalten haben?

In der Neuzeit hat die Klassische Philologie ihren Status als Wissenschaft nicht zuletzt über die Bearbeitung solcher Fragen gewonnen. Als Richard Bentley Ende des siebzehnten Jahrhunderts die angeblichen Briefe des sizilischen Tyrannen Phalaris als späte Machwerke entlarvte, war das in der Sache nicht neu – schon Erasmus von Rotterdam hatte sie als Schreibübungen von Rhetoren angesprochen. Aber Bentley wies die Unechtheit methodisch nach, indem er zahlreiche Fehler und Anachronismen in Sprache, Stil und historischem Kolorit aufdeckte. Nur mit Intuition und Geschmack war komplexen Nachschöpfungen eben nicht beizukommen, wie sich noch zwei Generationen später zeigen sollte, als Goethe und viele seiner Zeitgenossen die epischen Gedichte des als Ossian firmierenden James Macpherson als authentische Zeugnisse alten gälischen Volks- und Dichtergeists bejubelten.

Im Prinzip verfährt die altphilologische Kritik noch heute wie seinerzeit Bentley. Dabei kann die Argumentation Züge einer perpetuierten Pingpongpartie tragen. In der römischen Kaiserzeit

gehörte es zur hohen Schule des Rhetorikunterrichts, bekannte frühere Autoren nach Sprachgebrauch, Stil und Ethos so genau wie möglich nachzuahmen. Aus Übungsstücken konnte sogar der Unterhaltung oder Erbauung dienende Literatur hervorgehen; so sind vielleicht die Phalaris-Briefe oder der vielzitierte Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus entstanden. Werden nun einem Autor, von dem zweifellos echte Werke hinreichenden Umfangs erhalten sind, auch weitere Schriften zugeschrieben, weil sie etwa im Kontext unstrittiger Texte überliefert sind, beginnt das Spiel: Weist das fragliche Stück in Lexik und Semantik, Wortfügung und Grammatik sowie nach Inhalt und Duktus die bekannten Eigenheiten des Autors auf, kann dies als Echtheitsindiz oder als Hinweis auf einen sehr gut informierten und sorgfältigen Nachahmer genommen werden. Gibt es Abweichungen und Schnitzer, so seien diese entweder als Hinweise auf ein Frühwerk beziehungsweise auf Irrtümer oder Übertreibungen des berühmten Autors oder aber auf Fehler eines minderkompetenten Skribenten zu verstehen.

Es geht um eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit

Genau diese Konstellation kennzeichnet auch die gelehrte Debatte um zwei Briefe, die der spätere Geschichtsschreiber Sallust an Caesar geschrieben haben soll. Dabei weist der in der einzigen Handschrift als zweiter überlieferte, längere Brief in das Jahr vor Ausbruch des Bürgerkriegs im Januar 49, als Sallust gerade aus dem Senat geworfen worden war und Caesar in Gallien seine Optionen gegenüber seinen Feinden in Rom überdachte, während das als erstes gereichte Stück den Sieg über Pompeius voraussetzt und den

neuen Herren über die *res publica* nicht zuletzt ermahnt, seine Macht friedlich und maßvoll zu gebrauchen.

Jetzt hat der hierzulande durch eine Cicero-Biographie (F.A.Z. vom 29. September 2010) bekannte, in Saragossa lehrende Althistoriker Francisco Pina Polo einen neuen Anlauf unternommen, die Zuschreibung zumindest des längeren Briefs an Sallust plausibel zu machen und ihn als wertvolles, authentisches Zeugnis für einen Moment im Katarakt sich beschleunigender Ereignisse anzusehen („Sallust's Epistulae ad Caesarem“, Hermes Bd. 149, Heft 2, 2021 / Franz Steiner Verlag). Auch er kommt zwar gegen die argumentationslogisch schiefe Schlachtordnung nicht an: Zwingend nachweisen lässt sich nur Unechtheit (wie bei den Phalaris-Briefen), niemals aber Echtheit, da ein perfekter Nachahmer ... siehe oben. Und Episteln waren für Fabrikationen immer wieder ein dankbares Genre.

Doch Pina Polos Argumente wiegen schwer. Da ist vor allem die sachliche und historische Plausibilität: Der fragliche Brief stehe als halböffentliche „Denkschrift“ mit Empfehlungen für eine bestimmte politische Konstellation oder Aufgabe nicht allein; vergleichbare und zweifellos echte Texte über den Wahlkampf für das Konsulat oder die Verwaltung einer Provinz sind aus der Zeit überliefert, andere zumindest in ihrer Existenz bekannt. Auch die Vorschläge zur Verbesserung der sozialen und politischen Lage breiter Teile der Bürgerschaft erscheinen im Kontext plausibel; sie greifen Themen auf, die seit Gaius Gracchus diskutiert und wenig später, in Caesars Diktatur sowie unter Augustus, teilweise auch umgesetzt wurden.

Ob man hierfür den Begriff „Reform“ verwendet, mag strittig sein, doch unterhalb von Christian Meiers Axiom, die

res publica habe selbst oder gerade in der Krise keine Alternative entwickeln können, sind durchaus konkrete Versuche zu erkennen, durch Ansiedlungsmaßnahmen, Bürgerrechtsverleihungen oder Veränderungen im Wahlmodus die Lage zumal vieler einfacher Bürger sowie deren Integration in das Gemeinwesen zu verbessern, um so die offenkundigen, bis hin zur Gehorsamsverweigerung gegenüber der Regierung reichenden Spannungen zu mindern. Derlei relativ gemäßigte Vorschläge im Sinne des Gemeinwohls formuliert auch der Briefverfasser.

Sollen doch die Unzufriedenen abhauen!

Ebenso ist der scharfe polemische Ton gegen eine eigen-, hab- und rachsüchtige Clique von hochadligen Senatoren und Amtsträgern, die *factio nobilitatis*, aus der Rhetorik der sogenannten Popularen jener Zeit völlig geläufig. Diese kennen wir auch, aber nicht nur aus den späteren, nach Caesars Tod entstandenen Werken Sallusts, der „Verschwörung Catilinas“, dem „Krieg gegen Jugurtha“ und den Überresten der „Historien“. Es gab in der späten Republik eben doch sachlich begründbare Projekte, und es gab ideologisch grundierte Konfrontationen – beides prägt auch den Brief eines jungen Politikers, der zu dieser Zeit wohl noch Heilungsoptionen sah. Und wenn zwei im historischen Rückblick relativ unprominente Figuren an einer Stelle prominent erwähnt werden, so sei das kaum Produkt einer kaiserzeitlichen Konstruktion, sondern bilde die momentane, flüchtige und daher authentische Wahrnehmung eines Zeitgenossen ab.

Die linguistischen und stilistischen Einwände, wie sie besonders einfluss-

reich Ronald Syme vor bald sechzig Jahren in seinem Sallust-Buch vorgetragen hat, kann Pina Polo erschüttern, nicht zuletzt mit dem Hinweis darauf, dass das Vergleichsmaterial zu mager sei, um genau zu bestimmen, was und wie in einem um das Jahr 50 herum verfassten Brief formuliert werden konnte. Auch überzeugt sein durch Parallelen gestützter Vorschlag, die oft als anstößig geltende Behauptung des Briefschreibers, auf Betreiben so bekannter Oligarchen wie Cato habe man vierzig Senatoren und noch mehr vielversprechende junge Männer „wie Opfertiere abgeschlachtet“ (*sicut hostiae mactati sunt*), sei im übertragenen Sinn zu verstehen: „durch Prozesse ruiniert“. In der Tat: Auch heute hat der „heiße Stuhl“ im Untersuchungsausschuss in der Regel keine elektrische Grillfunktion und ist beim Kehraus in Parteiapparaten auch schon einmal von einer „Nacht der langen Messer“ die Rede, ohne dass Blut in Strömen fließt.

Pina Polo schließt mit einer wunderbaren Pointe, die zugleich Licht auf die auch in den Geisteswissenschaften zunehmend geheiligte Kuh der „double blind peer review“ wirft. Das renommierte *Journal of Roman Studies* lehnte einst ein eingereichtes Manuskript ab: Der Gutachter hatte moniert, der ihm namentlich nicht bekannte Verfasser ahme den überaus charakteristischen Schreibstil Ronald Symes nach, doch die Argumentation entspreche nicht der von diesem großen Gelehrten gewohnten wissenschaftlichen Qualität – insgesamt leider also eine schlechte Imitation. Verfasser des Artikels war selbstverständlich Sir Ronald Syme höchstpersönlich, der danach dem JRS nie wieder einen Beitrag anbot. Oder hat hierzu Horaz (*Ars poetica* 359) den Kern getroffen? „Bisweilen schläft sogar der treffliche Homer.“ UWE WALTER